
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 292 Bydgoszcz / Bromberg, 22. Dezember 1937

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

(4. Fortsetzung.)

VI.

Was fürchtet Ralf Grindley?

Mr. Budd richtete den alten Mann in seinem Sessel auf. Als er sein verzerrtes Gesicht und die starren, blutunterlaufenen Augen sah, glaubte er schon, der andere habe einen Schlaganfall erlitten. Doch war es offensichtlich nichts Ernstes, denn Mr. Grindley saß nur einige Augenblicke schwer atmend in seinem Stuhl und wandte sich dann mit heiserer, unnatürlicher Stimme an Foley.

„Bringen Sie mir ein Glas Brandy! ... Im Speisezimmer ...“ Die Stimme versagte ihm. Er schluckte mühsam. Der Chefkommissar eilte hinaus, und der Alte fuhr sich mit zitternder Hand über die Augen.

„Ich werde gleich wieder in Ordnung sein ... Ich bekam einen tüchtigen Schreck ...“

„Durch den Brief?“ fragte Mr. Budd mit sanfter Stimme.

Der alte Mann nickte.

„Darf ich ihn mir einmal ansehen?“

„Ja, — natürlich“. Mr. Grindley machte eine ungeduldige Handbewegung. „Wenn's Ihnen Spaß macht. — — Es ist wahrscheinlich nur ein übler Narrenstreich, aber er erschreckte mich im ersten Augenblick furchtbar. In meinem Alter — — —“ Seine Worte verloren sich in einem unverständlichen Gemurmel. Mr. Budd griff nach dem Brief. Datum und Anrede fehlten. Die Worte waren in Druckschrift mit Bleistift geschrieben und lauteten:

„Jarvis ist tot. Du bist der nächste. Denk an das Zeichen am Tor!“

Sonst nichts. Wo gewöhnlich die Unterschrift steht, war mit roter Tinte von ungeschickter Hand ein Kreis gemalt.

Der Rosenkavalier überlas es zweimal, dann fragte er: „Von wem kommt der Brief?“

„Wie soll ich das wissen?“ knurrte der Alte gereizt. Er erholte sich schnell. Seine Stimme hatte schon wieder ihre frühere Schärfe.

Budd wußte, daß der andere log. Der Brief hatte sicher eine bestimmte Bedeutung, und wenn auch Mr. Grindley den Absender nicht zu nennen vermochte, so besaß er doch zweifellos gewisse Kenntnisse, die die Polizei ein großes Stück vorwärtsbringen konnten.

„Was bedeutet: „Denk' an das Zeichen am Tor?“

„Irgendein alberner Mensch hat gestern abend mit roter Kreide einen Kreis an meine Gartentür gemalt,“ erklärte der Alte brummig. „Als ich von einem Spaziergang zurückkam, bemerkte ich es und ließ ihn von einem Dienstmädchen entfernen. Darauf spielt der Brief wahrscheinlich an.“

„Aha!“ Mr. Budd fuhr sich sanft über das Kinn. „Sonst können Sie mir nichts darüber sagen? Haben Sie eine Ahnung, was das Zeichen bedeutet?

Mr. Grindley schüttelte den Kopf.

„Keine blasse Ahnung!“

Jetzt kam Foley mit dem gefüllten Likörglas zurück. Gierig griff der Alte danach und stürzte den Inhalt auf einen Zug hinunter.

„Das tut gut!“ murmelte er und wischte sich mit dem Taschentuch den Mund ab. „Aber mir ist immer noch nicht recht wohl. Es tut mir leid, aber ich bitte die Herren, mich zu entschuldigen. Im Augenblick bin ich nicht in der Lage, Fragen zu beantworten.“ Auf die Kante des Schreibtisches gestützt, richtete er sich auf und ging schleppenden Schrittes zur Tür. Die Hand auf der Klinke, wandte er sich noch einmal um. „Ich lege mich eine Stunde nieder, dann stehe ich Ihnen wieder zur Verfügung.“

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, wandte sich Foley mit einem fragenden Blick an Budd.

„Was ist mit dem alten Herrn los? Und was steht in dem Brief?“

Anstelle einer Antwort reichte ihm sein Freund das Blatt, das die drohenden Worte enthielt. Als es der Chefkommissar las, weiteten sich seine Augen.

„Hm!“ Er pfiff leise vor sich hin. „Das sieht so aus, als ob der Mörder auch hinter Grindley her ist.“ —

„Der alte Mann ist sich dieser Gefahr bewußt, „ergänzte Mr. Budd. „Das ist der Grund für seine unglaubliche Angst.“

Foley schlug auf das Papier in seiner Hand.

„Hast du ihn darüber befragt?“

Der Rosenkavalier nickte.

„Ja, aber er hält dicht. Er gibt vor, nichts darüber zu wissen. Das ist natürlich Schwindel, — und er weiß ganz genau Bescheid. Deshalb stellt er sich auch krank; er befürchtet, daß wir ihn in ein scharfes Verhör über den Brief verwickeln, und will Zeit gewinnen, um eine glaubhafte Geschichte zu erfinden.“

Foley runzelte die Stirn.

„Und in der Zwischenzeit sucht der Mörder das Weite!“

„Das glaube ich nicht“, widersprach Budd gemächlich.

„Warum nicht?“

„Weil der Mörder sein Werk noch nicht vollendet hat. Ich bin fest überzeugt, daß die Worte in dem Brief keine leere Drohung sind.“

„Du meinst, er will Grindley ebenfalls erledigen?“

„Jawohl.“ Bedächtig neigte Mr. Budd sein massiges Haupt. „Grindley weiß das! Wenn ich je einen Menschen in Todesangst gesehen habe, Foley, dann war es Grindley.“

„Wenn es sich so verhält“, — der Chefkommissar war noch nicht völlig überzeugt. — „warum sagte er dann nicht offen, was er weiß? Wenn er sich vor jemand fürchtet, dann muß er ihn doch kennen. Und wenn er uns in sein Geheimnis einweiht, können wir ihn schützen.“ —

„Wahrscheinlich hat er einen Grund, der ihm das Schweigen nahelegt“, vermutete der Rosenkavalier nach einigem Nachdenken. Der andere brummte etwas vor sich hin, was nicht gerade schmeichelhaft für Mr. Grindley war. Aber etwas Hoffnung schien er doch noch zu besitzen.

„Vielleicht wird er anderen Sinnes, wenn er sich die Sache überlegt hat. — Inzwischen wollen wir sehen, was uns Miß Hatton und die Dienstboten zu sagen haben."

Er ließ Eve herbeiholen und nahm sie in ein scharfes Verhör, aber sie konnte ihm nur wenig Auskunft geben. Arthur Jarvis war jedes Jahr mehrmals zu Besuch gekommen, und zwar in unregelmäßigen Abständen. Manchmal kam er zwei-, dreimal in einem Monat, dann wieder ließ er sich zehn bis zwölf Wochen lang überhaupt nicht sehen. Meist blieb er nur den Tag über da, nur zweimal hatte er bei Mr. Grindley übernachtet. Er stand mit einigen Gesellschaften in Verbindung, an denen auch Mr. Grindley beteiligt war, — seine Besuche waren rein geschäftlicher Natur gewesen. Nach ihrer Meinung hatte zwischen den beiden Männern keine eigentliche Freundschaft bestanden. Ohne es direkt auszusprechen, ließ sie durchblicken, daß ihr der Tote höchst unangenehm gewesen war. Auch an die Kreisezeichnung an der Gartenpforte erinnerte sie sich, konnte aber darüber ebensowenig Aufklärung geben, wie über das blutige Zeichen auf dem Tisch des Gartenhauses.

Mr. Grindley habe der Zeichnung an der Tür keine große Beachtung geschenkt, — er sei nur ärgerlich darüber gewesen, daß man sich an seinem Eigentum vergriffen hatte. Der Anblick des blutigen Zeichens habe ihn schon mehr erregt, aber er hätte nicht erklärt, weshalb.

Endlich entließ man sie. Nun wurden Alice und der Rest des Personals vernommen. Es waren insgesamt vier Personen: das Stubenmädchen Alice, die Küchenmagd Ada, die Mamsell Mrs. Balsom und die Köchin Mrs. Toller. Keine wußte etwas auszusagen, was weiterhelfen konnte. Die Magd und die Köchin waren erst seit einem halben Jahr in Mr. Grindleys Diensten und Alice ein Jahr. Sie war eine massige, selbstbewußt auftretende Person, von abstoßendem Äußeren. Sie trug das dunkle Haar glatt über den großen Kopf zurückgekämmt und hinten zu einem Nest aufgesteckt. Ihre Augen hatten einen durchdringenden, stechenden Blick und waren überschattet von buschigen Brauen. Der schmale Mund war fest geschlossen, und das stark ausgeprägte Kinn verriet große Energie.

Arthur Jarvis war allen bekannt; auch bei dem Personal schien er wenig beliebt gewesen zu sein. Mrs. Balsom bekannte offenherzig, daß sie schon seinen bloßen Anblick verabscheut habe. Die Küchenmagd Ada hatte gesehen, wie Jarvis über den Rasen auf den kleinen Gartenweg gegangen war. Sie konnte genau angeben, wann das gewesen war, — zwei Minuten vor ein Uhr. Sie erinnerte sich daran, weil es gerade Essenzeit gewesen war. Mr. Grindley speiste immer um punkt halb zwei, sie hatte deshalb wiederholt nach der Uhr gesehen, um die Zeit nicht zu verpassen. Keiner hatte einen Fremden auf dem Grundstück bemerkt; doch wollte das nichts besagen, da alle, bis auf die Mamsell, in der Küche zu tun gehabt hatten.

Als das Verhör beendet war und sich die Dienstboten zurückgezogen hatten, sahen sich die Freunde ein wenig enttäuscht an.

„Na, — das war nicht gerade viel!"" stellte Foley fest.

„Nein", Mr. Budd gähnte. „Viel war's nicht. — Ich glaube auch nicht, daß wir mehr rauskriegen werden, wenn sich nicht Mr. Grindley eines Besseren besinnt."

„Vielleicht hat er sich jetzt erholt. — Wir wollen mal sehen, ob er sich sprechen läßt."

Foley klingelte und schickte Alice zum Hausherrn. Sie kam bald zurück und brachte die erstaunliche Nachricht, daß Mr. Grindley nicht in seinem Zimmer sei. Eine rasche Durchsuchung des Hauses ergab, daß er sich auch in keinem anderen Raume aufhielt. Während der Vernehmung des Personals hatte sich Mr. Grindley still und heimlich davongemacht.

VII.

Sir Joseph fühlt sich nicht wohl.

Joseph Cashman erblickte das Licht der Welt — wenn überhaupt Licht durch die schmutzigen Fensterscheiben fiel — in der unsauberen Stube, die sich an das Pfandleihgeschäft seines Vaters auf dem Whitechapel Road in London anschloß. — Er war ein häßliches Kind. Als ihn seine Mutter zum erstenmal sah, erlitt sie einen Nervenschock, und sein Vater weigerte sich bis zu seinem Tode standhaft, ihn als seinen Sohn anzuerkennen.

Der Instinkt für Geld war Joe angeboren. Schon mit zehn Jahren betrieb er an der Schule, die er mit seiner Gegenwart beglückte, ein einträgliches Geldverleihunternehmen. Seine Schulkameraden gewöhnten sich daran, ihn in der Mitte der Woche um kleine Darlehen anzugehen, die er ihnen gern vorstreckte. Von einem Penny nahm er einen halben Penny Zinsen, von zwei Penny einen ganzen — und so fort. Auf diese Weise brachte er im Laufe der Zeit eine hübsche Summe zusammen; denn für sich selbst ga[illegible]emals etwas aus. Er schlug den Gewinn zum Kapit[illegible] und verlieh dann wieder alles, um noch mehr zu verdienen. Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, starb sein Vater, hinterließ ihm das Pfandleihgeschäft und empfahl die Mutter seiner Obhut. Zwei Jahre lang widmete sich Joseph Cashman — damals hieß er noch anders — mit Leib und Seele dem kleinen Unternehmen und brachte es zu größerer Blüte als sein Vater. Dann starb auch die Mutter. Joe hatte sein Geschäft satt. Es verlangte ihn, sich an größeren Unternehmungen zu versuchen. Darum verkaufte er den Laden mit allem Drum und Dran für fünftausend Pfund. —

Mit diesem bescheidenen Betrag machte er ein Börsenmaklerbureau auf. Es gelang seinem durchtriebenen Geschäftssinn sein Kapital in anderthalb Jahren zu verdoppeln. Man sagte ihm nach, er mache nie einen Fehler; was er angreife, werde zu Gold. Es gab aber auch Menschen, die weniger freundlich über ihn sprachen, — doch das waren diejenigen, auf deren Kosten Joseph Cashman — so hieß er eigentlich — reich geworden war, und die waren selbstverständlich voreingenommen.

Bis zu einem gewissen Grade war er ein Glücksspieler, aber er setzte sich niemals einem Risiko aus. Schien ihm ein Geschäft unsicherer zu werden, als er erwartet hatte, so korrigierte er sich sofort. — Einmal hatte er sich verpflichtet, ein größeres Aktienpaket einer nicht sehr bedeutenden Gummi-Gesellschaft zu annehmbarem Preis zu übernehmen. Zwei Tage vor dem Fälligkeitstermin entdeckte er ein Geschäft, bei dem ihm sein Geld nutzbringender angewandt schien. In derselben Nacht brach in der Hauptniederlage der Gummigesellschaft Feuer aus, die Gebäude brannten völlig nieder, der Wächter kam ums Leben. Es lag kein Grund vor, Mr. Cashman (oder Calman) mit dem Brand in Verbindung zu bringen, — aber da der Kurs der Aktien natürlich sofort gewaltig stürzte, hatte er nur noch knapp fünftausend an Stelle von fünfundzwanzigtausend Pfund zu zahlen und behielt die Hauptmasse seines Kapitals frei für das aussichtsreichere, neue Unternehmen. Sein oberster Grundsatz hieß: „Du kannst dir die ganze Welt kaufen, wenn du genug Geld dafür hast." Nach dieser Regel hatte er sich sein riesiges Vermögen erworben. Allein die Geschäftsverbindung mit Mr. Grindley hatte ihm nahezu eine Viertelmillion eingebracht. Als er genug zu haben glaubte, beschloß er, sich einen Titel zu kaufen und auf dem Lande ansässig zu machen.

Im Alter von dreiundsechzig Jahren war er ein dicker, häßlicher Mann mit mächtigen Kinnladen und einem bissigen Ausdruck im Gesicht, der nie verschwand. Man konnte ihn gut mit einem kahlköpfigen, glattrasierten Gorilla vergleichen. Zehn Jahre vorher hatte er ein armes adliges Fräulein geheiratet; ihr Vater hatte sie ihm gern zur Frau gegeben, da ihm Cashman dafür eine beträchtliche Schuld erließ, die den andern schon fast fünf Jahre lang drückte.

Seine Frau war ein mageres Geschöpf mit einem spitzen Gesicht. Sie machte nie ein Hehl daraus, daß sie ihren plebejischen Gatten verabscheute. Der karge Rest blauen Blutes der noch in ihren Adern rann, versiegte nach drei Ehejahren; sie starb friedlich und ohne Aufsehen.

Glücklicherweise war die Ehe kinderlos geblieben, sehr zum Ärger Mr. Cashmans, der gern einen Sohn gehabt hätte. Um diese Unterlassung der Natur auszugleichen, adoptierte er einen seiner Buchhalter, der keine Eltern mehr hatte. Alles, was er an Liebe in seinem kalten, skrupellosen Herzen besaß, verschwendete er an diesen jungen Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stunde des Puppenspielers.

Erzählung von Diedrich Helm.

Schrill tönte die Klingel zum drittenmal. Im Zuschauerraum und in den Vorräumen des Theaters erlosch das Licht. Der alte Logenschließer ließ vorsichtig die letzte Tür ins Schloß fallen. Dann winkte er dem Kollegen zu, der drüben seine Programme und die Trinkgelder zählte. Der nickte. — Er wußte schon, was los war. Und der Alte ging, leise, auf behutsamen Sohlen zur Proszeniumloge, die wieder einmal leer war. Fast feierlich öffnete er die Tür und trat ein. Eng an die Hinterwand gelehnt, reglos schaute er hinunter auf die Bühne.

Die Kollegen kannten das, und sie lachten heimlich über den wunderlichen Alten, der jeden Schauspieler kannte und alle Stücke. Ihnen war der abendliche Gang ins Theater nur Pflicht, leidig-notwendiger Nebenverdienst. Aber für den Alten schien die Bühne noch nichts von dem bunten Zauber verloren zu haben. Abend für Abend schlich er sich auf einen leeren Platz und schaute hinunter. Die Spötter wußten nichts von seiner großen Liebe zum Theater. Er hatte ihnen auch nichts erzählt von seinem Leben, das vom Schicksal zerbrochen war. Was ging es sie an, daß er einst — wie lange war es her, wie lange — mit dem Puppenkasten über Land gezogen war als Marionettenspieler. Sie kannten es ja nicht, das Gefühl, mit dem Theater auf immer und ewig verwachsen zu sein.

Hamlet gab es.

Der zweite Akt hatte begonnen, Polonius schwätzte gewaltig und doch lächerlich, diensteifrig und doch mit einem Schuß Menschlichkeit. Und dann kam Hamlet. Hielt, wie im Traum jene Zwiesprache mit dem Alten, die in ihrer klaren Schönheit, in der Meisterschaft des gespielten Wahnsinns erschüttert. Gespreizt der Polonius: „Kennt Ihr mich, gnädiger Herr?“ Wie abwesend darauf, unwichtig hingesagt: die Worte des Prinzen: „Vollkommen. Ihr seid ein Fischhändler.“ Lächelndes Erstaunen bei Polonius. „Das nicht, mein Prinz!“ — Und mit gemachtem Ernst der Prinz: „So wollt' ich, daß Ihr ein so ehrlicher Mann wärt!“ — „Ehrlich, mein Prinz?“ — „Ja, Herr, ehrlich heißt, wie es in dieser Welt hergeht, ein Auserwählter unter Zehntausenden sein.“ —

Ehrlich, ja immer ehrlich sein können!“ — Der Alte oben in der Loge war längst auf einen Stuhl gesunken, wider alle Vorschrift, die es dem Angestellten verbot, als Zuschauer an der Vorstellung teilzunehmen. Versunken waren für ihn Dienst und Uniform.

Rosenkranz und Güldensterne kamen. Die Schauspielertruppe trat auf. Der alte Mann, der Leiter des Wandertheaters, weißmähnig umloht, sprach die erschütternde Darstellung von Priamus' Tod in der Erzählung des Aenas. Er spielte sich hinein in das wilde Pathos der Rede, überstürzte den brandenden Rhythmus der Verse, dämpfte ab, um erneut das Gebäude zu errichten in kunstvoller Technik.

Und aus den Worten des Mimen wuchs, unsichtbar und dennoch für alle zu schauen, die Statue der unglücklichen Troerkönigin Hekuba, die den Tod König Priamus' beklagt. Mehr als ein Einzelmensch wurde sie: eine ewig gültige Gestalt von dennoch blutvollem Leben.

Der Logenschließer war ganz im Bann der wundervoll gemeißelten Worte. Er war mit zu Tränen gerührt, als der Schauspieler unten in Tränen ausbrach. Und Hamlet, nachdem die Truppe abgezogen war, geriet in zweifelndes Quälen: „Die Leidenschaft vermochte seine Seele nach eigenen Vorstellungen so zu zwingen, daß sein Gesicht von ihrer Regung blaßte, sein Auge naß, Bestürzung in den Mienen, gebrochene Stimme und seine ganze Haltung, gefügt nach seinem Sinn? Und alles das um nichts! — Um Hekuba! — Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr, daß er um sie soll weinen?“

Da ging eine mächtige Bewegung durch den Alten im Zuschauerraum. Wie nie zuvor hatte ihn die Sprache des Genius Shakespeare angerührt. „Ehrlich sein heißt, unter Zehntausenden ein Auserwählter sein!“ ging es ihm durch den Sinn. War er immer ehrlich gewesen? War er aufrichtig gewesen, als er sein Theater aufgab? War es nicht Verrat gewesen, der Verrat eines müden Verzichts an der Kunst? Hätte er nicht bleiben sollen, da, wohin er gestellt war. Ihm war Hekuba, das Sinnbild des ewig jungen Theaters, alles gewesen, das Letzte. Die Bühne war ihm nicht Schauplatz nur gewesen. Wie dem Mimen dort unten war sie das bessere Leben gewesen, und wie dem jungen Dänenprinzen hatte sie ihm Deutung alles Seins bedeutet.

Er hatte sie aufgegeben, weil ihm deuchte, er sei müde. — Nur feige war er gewesen. —

Und wie die Welt der Pflicht des heutigen Tages der Welt dort unten auf der Bühne gewichen war, so wich jetzt das Geschehen auf den Brettern einem inneren Schauen.

Er sah sich auf einem kleinen Wohnwagen sitzen und hinfahren in die Welt. Die beiden Pferdchen trabten lustig. Hinten im Wagen hantierte seine junge Frau. Auf dem Dach waren bunte Dekorationen zusammengeschnürt. Die zu einer kleinen Bühne gehörten. Und im Wagen stand sein köstlichster Besitz: der Puppenkasten. Er beherbergte sein Künstlervölkchen. Obenauf den lustigen Kasper mit der roten Nase und den schelmischen Augen; im buntgeschlitzten Wams. Und bei ihm der gelahrte Doktor Faust und der Höllenfürst Mephisto; der König, die Königin und die Prinzessin; der Schäfer mit der Laute und die zierliche Schäferin im Reifrock. All die bunten Gesellen an Fäden, die jetzt tot waren und wesenlos, aber die am Abend, wenn auf dem Dorf seine kleine Bühne im Gasthof aufgebaut war, von seiner Hand zu zappelndem, schwebendem Dasein erweckt wurden. Er und seine Frau hatten manches Stück zusammen gespielt. Sogar eine kleine Oper führten sie auf, wenn die Dorfmusikanten es sich zutrauten, mit Klavier, Fiedel und Cello die Noten dazu zu spielen.

So waren die beiden jungen Leute durch die Welt gezogen, durch Sommer und Regen, durch Schnee und Herbst. Und immer waren sie überall gern gesehene Gäste gewesen, denn sie brachten ja mit ihrem Puppenkasten die Entfernung vom Alltag.

Schon damals war es ihm so gegangen: Er ging in seinem Spiel auf, und wenn er oben abwechselnd die Worte des Denkers Faust und die des Höllenfürsten sprach, so waren es nicht mehr die Puppen gewesen, die da unten von seiner Hand gelenkt spielten. Er selbst hatte auf den Brettern gestanden. Viel mehr: er war Faust gewesen und Verführer zugleich, sein eigenes Leben war ausgelöscht.

Das hatte gedauert bis zum Tod seiner Frau. Als er sie zu Grabe trug, hatte er das Wanderleben satt. Er verkaufte Wagen und Pferde. Doch da das Theater seine Heimat war, hatte er eine Stellung als Logenschließer angenommen.

Als das Licht im Zuschauerraum aufflammte und der Applaus ertönte, erwachte er plötzlich. Er eilte hinaus. Ging auch in den folgenden Akten nicht mehr hinein in den Zuschauerraum. Still und versunken saß er auf seinem Stuhl an der Tür. Ebenso in sich gekehrt, ging der Alte nach Schluß der Vorstellung nach Hause, in sein kahles, kaltes Zimmer zurück.

Aber er konnte noch nicht schlafen. Er kramte auf dem Speicher nach seinem Puppenkasten, und dann holte er den Kasper hervor, setzte ihn sich aufs Knie und spielte mit seinen Fäden. Ließ den Kerl mit Armen und Beinen schlenkern und seine Bewegungen machen. Und die ganze Welt seines Lebens stand wieder vor ihm auf. —

*

Am nächsten Abend wartete man im Theater vergeblich auf ihn. Als sie nach ihm fragten, erfuhren sie von seiner Wirtin, er sei am frühen Morgen, einen großen Kasten auf dem Rücken, zur Stadt hinausgewandert und nicht mehr wiedergekommen.

Ein unerwarteter Gast.

Skizze von Tony van Eyck.

Als sich die Türen des Krankenhauses schlossen, stand Paul Krossek zum ersten Mal als Blinder auf der Straße. Ein Krankenwärter faßte ihn vorsichtig am Arm und führte ihn den kurzen Weg nach Hause. Der Lärm der Straße brauste über ihn hin, Paul stolperte ein wenig und spürte brennend und bitter: ich bin blind.

Die nächsten Tage und Wochen waren eine einzige Qual. Sein Leben, wie er es bisher geführt hatte, war nicht mehr Wirklichkeit. Die kleine Wohnung kannte er nun schon viele Jahre, in ihr fand er sich bald zurecht. Aber alles andere!

Seine Freunde kamen und saßen verlegen lächelnd herum: aber das konnte er ja nicht sehen, nur die Stimmen

klangen nicht richtig. Er hörte genau den zitternden Ton des Mitleids. Das wollte und brauchte er nicht, Mitleid! So kam es, daß er immer abweisender und unfreundlicher wurde, und schließlich — es hat ja jeder sein eigenes Leben und eigene Sorgen —, kamen die Freunde immer seltener, und das war gut so.

Eine dichte Dämmerung lag um ihn. Die Tageszeiten verwischten sich, was soll auch ein Sonnenaufgang, wenn man blind ist? Meistens war er zu Hause. Hin und wieder hörte er aus dem Rundfunk: „Wir geben Ihnen die genaue Zeit an." Zeit? Ja richtig, so etwas gab es auch noch.

Auf der Straße bewegte er sich langsam und vorsichtig. Die Menschen kamen ihm freundlich entgegen und halfen ihm, den Weg zu finden. So machte er bald seine kleinen Besorgungen allein und brauchte keine fremde Hilfe.

Seine Freundin Maria kam von den Ferien aus Italien zurück. Er hatte ihr nicht schreiben lassen, was nach dem Unfall mit ihm weiter geschehen war. Sie würde dann ja sehen, daß er blind war. Aus ihrer Stimme wollte er hören, ob es noch einen Sinn hatte — er wollte nicht einen jungen gesunden Menschen zu sich zwingen.

Maria hatte sich zu Nachmittag bei ihm angesagt. Er ging unruhig in der Wohnung herum, stellte die Vase mit Blumen zurecht. Der Tisch war für zwei gedeckt; die kleinen Mohnbrötchen, die sie so gern hatte, Orangenmarmelade, Zigaretten, alles war da. Er konnte sich doch eigentlich schon sehr gut zurechtfinden.

Da klingelte der Fernsprecher: „Paul, sei mir nicht böse, ich kann heute nicht kommen. Ich war doch so lange weg, jetzt ist so viel zu tun, ich muß schnell zur Schneiderin. Du wirst staunen, wie hübsch mein neues Kleid wird. Also, wir sehen uns dann morgen!"

Paul legte vorsichtig den Hörer zurück. „Wir sehen uns dann morgen?" Er tastete sich zum Stuhl und wartete, wartete — ja, auf was eigentlich?

An der Tür wurde geläutet. Ob sie doch noch kam? Nein, es war nur ein Hausierer, der etwas verkaufen wollte. „Warten Sie, ich hole erst Geld!" — „Ach, wenn Sie vielleicht einen Schluck Kaffee für mich haben, es ist heute so kalt."

Paul war so lange allein gewesen. Warum soll ich nicht mit einem Fremden Kaffee trinken, dachte er. Eine gute Menschenstimme hilft mir vielleicht über das Denken und unnütze Grübeln weg.

„Kommen Sie herein!" Der Hausierer schlürfte so eigenartig über den Flur. „Warten Sie, ich mache Licht." — „Ach, danke. Das wird mir nicht helfen, ich bin doch blind, Herr!" — „So? Hm." Vorsichtig und fast ein wenig zärtlich führte Paul den Mann ins Zimmer.

Die beiden saßen zusammen. Die Mohnbrötchen schmeckten ihnen gut, die Marmelade und der Kaffee. Wie lange hatte es Paul nicht mehr geschmeckt! „Wie leben Sie denn eigentlich so — ganz blind?" — „Ach, Herr, es gibt doch immer noch gute Menschen. Aber es ist oft schwer. Da steht man an der Tür, kaufen will kaum einer. Dabei habe ich doch den Wandergewerbeschein, ich mag nicht betteln. Ein paar Pfennige steckt man mir in die Hand, dann fällt die Tür wieder zu. Irgendwo in einer Kneipe esse ich dann. Manchmal ist es sehr kalt, dann tut das Sitzen gut. Aber sprechen will keiner mit mir. Vielleicht denken die Leute: mit dem Blinden kann man sich doch nichts erzählen. Wie steht es denn überhaupt draußen so in der Welt aus, Herr?"

Und Paul erzählte. Sein ganzes Leben zog in leuchtenden Farben durch sein Herz in die Stimme. Von Wanderfahrten erzählte er, von Bergen, vom Meer. Von Menschen und Bildern, die er gesehen hatte, damals . . .

Der Hausierer ging wieder. An der Tür reichte er Paul die Hand. „Ich danke Ihnen, darf ich mal wieder herkommen?" — „Ja, kommen Sie. Auf Wiedersehen!" — „Ja", sagte der Mann, „sehen kann ich Sie nun nicht, aber kommen will ich gerne." — „Geben Sie acht, auf der untersten Treppe liegt der Teppich nicht fest, daß Sie nicht fallen!" — „An was Sie nicht alles denken, Herr. Also, auf Wiedersehen!"

Paul lächelte ein wenig, als er die Tür schloß. Der andere sollte nie erfahren, daß er selber blind war.



Bunte Chronik



Der „Rote Mahana".

Der Forschungsreisende Dr. F. von Hochstetter kam kürzlich nach Neuseeland, und schlug sein Zelt am Ufer des „Roten Mahana" auf, ohne zu ahnen, daß er sich an einem der größten Naturwunder der Erde befand. Die Menge kochend heißen Wassers, das an den Ufern und am Boden dieses Sees der Erde entströmt, und dessen Temperatur von Dr. Hochstetter bis zu 98 Grad Celsius gemessen wurde, ist ganz bedeutend. Ringsum braust es, kocht und zischt es wie in einem Kessel, der ganze Boden ist warm. „In der ersten Nacht", erzählt Dr. Hochstetter, „fuhr ich erschreckt auf, weil es in dem Zelt auf dem Boden, wo ich lag, von unten her so warm wurde, daß ich es nicht mehr ertragen konnte. Ich untersuchte die Temperatur, stieß mit einem Stock ein Loch in den weichen Boden und steckte das Thermometer hinein. Es stieg augenblicklich auf Siedehitze, und als ich es wieder herauszog, da strömte heißer Wasserdampf zischend empor, so daß ich das Loch schleunigst wieder zustopfte." Die im schönsten Blau schimmernden Wasserbecken des Sees und die vielen kleinen Wasser der Umgebung bilden eben so viele natürliche Bade-Bassins, die teils tief, teils seicht und von jeder beliebigen Temperatur sind, da die höher gelegenen Bassins wärmeres Wasser enthalten, als die niedrigen.

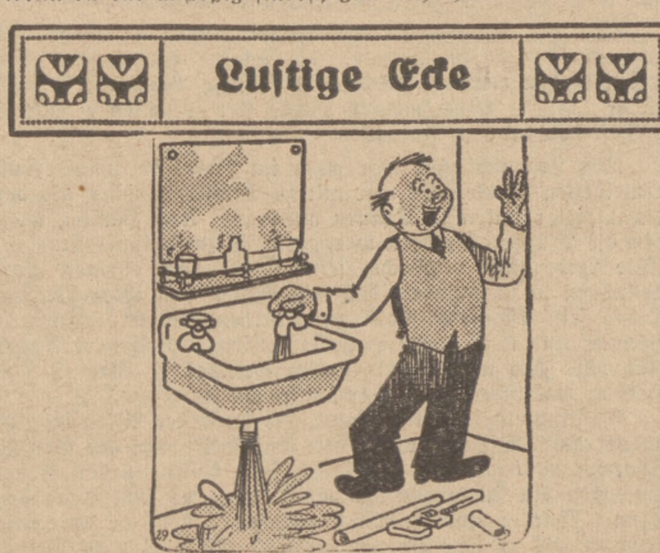
Ameisen, die Honig bereiten.

In Texas und Neu-Mexiko sind die Cowboys und Strauchdiebe nicht die einzige Seltenheit. Ein Naturwunder ist die in der Nähe von Santa Fé ziemlich häufig vorkommende Honigameise (Myrmecoystus Mexicanus), welche, genau wie die Bienen, Honig bereitet. Diese Honigameisen sind in drei Klassen eingeteilt: in solche, welche Blätter, Blütenstaub usw. herbeitragen, in solche, die den Honig bereiten und in die dritte Klasse, die vor dem Nest die Wache halten. Der Honig dieser Ameisen gilt den Mexikanern nicht nur als Delikatesse, sondern er wird auch zu lindernden Umschlägen bei äußeren Verletzungen benutzt.

Die gefährliche „Margarethe".

Die Große Oper in Paris hat dieser Tage Gounods „Margarethe" aufgeführt. Der Zuschauerraum glich einem Mädchenpensionat. Eine Pariser Zeitung erinnert bei dieser Gelegenheit daran, daß die Gounodsche Oper einst den Müttern von Paris als eine höchst gefährliche und anstößige Angelegenheit galt. Eine, die ihre Tochter zur Erstaufführung in die Große Oper mitgenommen hatte, wurde in steigendem Maß von Skrupeln erfüllt, je mehr die Bedenken Margarethes zusammenschmolzen. Schließlich hörte man aus der Nachbarloge, wie sie angstvoll ihrer Tochter zuflüsterte: „Titine, wenn du das anstößig findest, guck nicht hin."

Lustige Ecke



„Hurra, Anna, jetzt ist das Waschbecken nicht mehr verstopft!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.